

# Auf dem Weg zur sorgenden Gemeinschaft



VON CHRISTIANE GRABE

Christiane Grabe hat zwei Jahrzehnte für Planungs- und Architekturbüros mit den Schwerpunkten Stadtentwicklung, Beteiligungsverfahren und für die Forschung gearbeitet. Seit 2008 ist sie Mitarbeiterin der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e. V., zunächst als Koordinatorin des Modellprojekts »WohnQuartier4 – Die Zukunft altersgerechter Quartiere gestalten«, seit 2012 als Referentin für Sozialpsychiatrie und für Quartiersentwicklung. [www.diakonie-rwl.de](http://www.diakonie-rwl.de)

**Die Gemeinde und der Stadtteil als zentraler Lebensort der meisten Menschen gewinnt zunehmend Beachtung bei der Stärkung von Versorgungskonzepten der Zukunft.**

Vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit dem demografischen Wandel wird der Blick wieder stärker auf Fachkonzepte wie Gemeinwesenarbeit und der Sozialraumorientierung gelenkt, werden Quartier und Nachbarschaft als zentrale Aktionsorte identifiziert und neue, stark zivilgesellschaftlich besetzte Akteursbündnisse skizziert. Passgenau hierzu soll das aus dem Angelsächsischen importierte Leitbild der »Caring Community«, der »Sorgenden Gemeinschaft«, implementiert werden (Klie, Gohde u. a.).

Dieser Ansatz ist nicht neu. So hat beispielsweise vor über zehn Jahren Gerhard Curdes aus seiner Sicht des Städteplaners die Notwendigkeit einer »Caring Community« trefflich formuliert: »Wir können uns noch so anstrengen und uns bemühen, die besten städtebaulichen Voraussetzungen für das Zusammenleben zu schaffen. Wenn uns die Fähigkeit des friedlichen und nachbarschaftlichen konstruktiven Zusammenlebens ... verloren geht, dann nützt auch die physische Qualität der Stadt letztlich nichts. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, die lokale Gesellschaft in die Problemstellungen und in die Erörterung von Handlungsoptionen soweit wie immer möglich mitzunehmen und zu beteiligen. ... Städte brauchen, besonders in schwierigen Zeiten ... eine im Zusammenwirken und Zusammenstehen geübte Stadtgesellschaft.«

Wir leben in schwierigen Zeiten, aktuell in noch schwierigeren Zeiten als Gerhard Curdes es vermutlich hätte ahnen können. Die schon damals virulenten globalen Herausforderungen Klimawandel, Übernutzung der natürlichen Ressourcen, Wirtschaftswandel,

Armut, Wanderungsbewegungen, sich verfestigende Parallelwelten unterschiedlicher sozialer und kultureller Milieus haben sich verschärft, erhebliche Bevölkerungsteile in den südlichen Ländern Europas erleben existenzielle Not, alte und neue Feindbilder bestimmen das gesellschaftspolitische Geschehen national und international, neben erschreckend vielen unübersichtlichen heißen Kriegen schleicht sich der »Kalte Krieg« zurück in unser Bewusstsein und Handeln.

Vor diesem Hintergrund muss nun noch der ja schon lange bekannte demografische Wandel bewältigt werden und, nicht zu vergessen, die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention – verkürzt als »Inklusion« beschrieben und, im umfassenden Sinne begriffen, eine mindestens ebenso große gesellschaftliche Umbau- und Gestaltungsaufgabe.

Rückblickend können wir leider nicht behaupten, wir hätten uns hierfür im Zusammenwirken und Zusammenstehen geübt. Vielmehr haben wir uns weiter individualisiert und ökonomisiert, sind Meister in der Selbstoptimierung, der Selbstverwertung und im Konsum geworden. Statt gesellschaftlich wünschenswerter Pflege einer »Willkommens- und Sorgekultur«, haben wir weiter professionalisiert, externalisiert und präkarisiert. »Care« überlassen wir nicht nur aus Zeitmangel gerne anderen, wollen aber nur ungern auch gut dafür bezahlen.

Das Gemeinwohl, auf das wir uns jetzt zumindest vordergründig wieder besinnen sollen, haben wir uns im Zuge neoliberal geprägter gesellschaftlicher Neujustierung so gründlich ausgedet, dass wir an dessen Realisierungsmöglichkeit

nicht mehr wirklich glauben, auch wenn wir spüren, dass es dabei eigentlich um einen Wesenskern menschlicher (Über-)Lebensfähigkeit geht.

In der »Wirtschaftswoche« vom 8. Januar 2015, einer Zeitschrift, die nicht für offensive Kapitalismuskritik bekannt ist, hat der Soziologe Wolfgang Streek eine eher finstere Zukunftsvision an das Ende seines Interviews gestellt: »Ich mache keine Vorhersagen. Ich weise nur auf die rapide zunehmenden gesellschaftlichen Brüche hin und wünsche mir, dass wir beim Nachdenken über die Zukunft die Möglichkeit eines langsamen Zerfalls der kapitalistischen Ordnung – einer Reduzierung des gesellschaftlichen Lebens auf die Gesetze des Marktes – nicht ignorieren. Eine Gesellschaft ohne Sicherheit und Solidarität, von Zynismus zerfressen und ständig von platzenden Blasen bedroht, in der sich rettet wer kann, zusammengehalten durch grenzenlose Konsumlust am Rande der ökologischen Möglichkeiten – das kann nicht gutgehen.«

Vor diesem Hintergrund scheinen Kirche und Diakonie wieder in besonderem Maße herausgefordert, aufzubegehren und zu agieren. »Mehr Care? Ja!« – aber nicht primär als Bewältigungsstrategie gegen Überalterung und Fachkräftemangel, sondern als Chance zur Rückgewinnung des Sozialen. »Care« – verstanden als gemeinsames Ringen und Sorgen um unser und das Gemeinwohl der kommenden Generationen ist dann wirklich viel mehr als ein neues Altenhilfekonzept und auch grundlegender als Quartiersmanagement im Rahmen von »Sozialer Stadt«.

Und nicht die alten- oder behinderten- oder funktions – oder investoren-gerechte, sondern die menschengerechte Quartiersentwicklung ist in den Fokus zu nehmen, nicht der Mangel an Ressourcen, sondern deren zutiefst ungerechte Verteilung, und auch das individuelle und gesellschaftliche Leiden am »Zuviel« – das Annette Kurschus, Präses der westfälischen Landeskirche, einmal als »Gegenwartsverkaterung« titulierte hat.

Dieses »Zuviel« darf nicht als Widerspruch zur tatsächlich wachsenden Zahl verarmender Menschen in unserer Gesellschaft verstanden werden oder zu den vielen tatsächlich finanziell ausgebluteten Kommunen. Es ist vielmehr der Hinweis auf die fehlende Balance in einer durchökonomisierten Gesellschaft, auf ein Zuviel an Beschleunigung, Flexibilisierung, Medialisierung, Kommerzia-

lisierung, Temporärisierung – gleichermaßen im Beruf und im Privatleben –, Hinweis auf Produktion und Konsum ohne Maß, auf eine scheinbar nicht mehr bewältigbare Komplexität.

Es ist unsere Generation, die uns allen dieses Zuviel eingebrockt hat, und die nun auch noch verzweifelt an alten Konzepten festhält – mehr vom Alten, weiter Wachstum, mehr Kontrolle, Steuerung, »Management« – auch wenn das zugrundeliegende technokratische Weltbild längst seine Gültigkeit verloren hat.

Und es sind junge Leute der »Generation Y« (ausgesprochen: »Generation Why?«), die ihr Leiden an unserer wachstums- und wettbewerbsorientierten Ordnung wortgewaltig formulieren und Ausstiegsmöglichkeiten eruieren. Genannt sein hier zum Beispiel Kerstin Bund mit

Zusammenlebens – gerechter, solidarischer, gemeinschaftlicher, nachhaltiger – als Möglichkeit erscheinen lassen. Hier muss »Soziale Innovation« ansetzen – und hier steigen Diakonie und Kirche auch ein: mit Angeboten zur Förderung des gesellschaftlichen Diskurses vor Ort. Ganz lebenspraktisch und lokalspezifisch, hier kommen Gemeinwesen, Quartier und Nachbarschaft – oder vielmehr die wieder zu entdeckende Nachbarschaft – ins Spiel.

»Care« im Sinne sozialer Innovation setzt an bei der Abkehr vom primär institutions- oder einrichtungsbezogenen Denken, der Öffnung in den Sozialraum, ins Quartier mit zielgruppenübergreifenden Konzepten. Es bedeutet die Bereitschaft, Konkurrenz und Wettbewerb zugunsten von Kooperation und Partnerschaft zu verringern, sich an der

## »Es gibt ein individuelles und gesellschaftliches Leiden am »Zuviel««

ihrem Buch »Glück schlägt Geld«, Natalie Knapp, die mit ihrem Buch »Kompass Neues Denken« ihre Leser darin unterstützen möchte, »einen Orientierungssinn für unsere unübersichtliche Welt zu entwickeln«, das scharfzüngige und tieftraurige Manifest der Empörung »Du sollst nicht funktionieren«, von Ariadne von Schirach oder den Film »Speed – Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« von Florian Opitz, der bedauert, über sein Filmprojekt fast das erste Lebensjahr seines Sohnes verpasst zu haben.

Sie alle formulieren einen erheblichen Bedarf an sozialen Innovationen weit im Vorfeld von Konzepten zur Bewältigung der demografischen Herausforderung – und sie sind eine Einladung zur Eröffnung des gesellschaftlichen Diskurses über ein gutes Leben – für alle Generationen, für künftige Generationen, für den Erhalt unserer Welt.

Wenn wir wirklich eine »Sorgende Gesellschaft« wollen (und an deren Möglichkeit glauben), dann ist es auch unserer Aufgabe, mit aller Kraft an der Schaffung der Voraussetzungen hierfür mitzuwirken. Das heißt, einen gesellschaftlichen Diskurs zu befördern, der unsere Lebensweise fundamental in Frage stellt – und gemeinsam Bilder und Geschichten zu entwickeln, die eine andere Formen des

vehementen Einforderung entsprechen der Rahmenbedingungen zu beteiligen (und damit viel politischer zu werden!), sich auf fremde Welten einzulassen – Lebenswelten und Fachdisziplinen –, und es bedingt die vermutlich für die meisten schwierigste Disziplin, die wirkliche Beteiligung aller auf Augenhöhe.

Hierzu müssen nicht nur vertraute Hierarchien aufgeben, sondern auch Kontroll- und Steuerungsverluste hingenommen – und Vertrauen aufgebaut und eingeübt werden. Vertrauen auf das Gelingen hoch komplexer Prozesse, wie sie die Gestaltung einer Caring Community und die Quartiersentwicklung darstellen, kann es nur geben, wenn sich die Akteure sicher sein können, dass neben der Verfolgung der vielen Partikularinteressen alle ein gemeinsames Oberziel – das Gemeinwohl – in den Blick nehmen, und es nicht doch primär um persönliche Vorteilsnahme geht.

Vor diesem Hintergrund ist der hierfür oft gewählte Begriff Quartiersmanagement nicht wirklich zielführend – besser wäre weniger Management und mehr Partizipation und Mitgestaltung. Und der Quartiersmanager ist dann auch eher ein »Geburtshelfer« oder Ermöglicher – und nicht »Kümmerer«, auch wenn es um »Care« geht. →

Dass Einstiege in das gemeinsame Sorgen ums Gemeinwohl möglich sind, zeigen auch kirchlich-diakonisch initiierte und kommunal begleitete Initiativen vor Ort, Modellstandorte und vor allem Akteure guter Praxis, die trotz aller berechtigten Sorgen erwärmen können.

### Beispiele gibt es viele

Genannt seien stellvertretend für die stetig wachsende Zahl von »Pionieren einer neuen Sorgeskultur« die Initiativen zur »Inklusiven Stadtteilentwicklung Remscheid-Hasenberg«, die Burscheider Zukunftsinitiative »Aufstehen – Aufeinander zugehen«, die Initiative »Perspektiven für Oedt – Wir packen an!«, das Modellprojekt »Ruhrort: inklusiv!« und die »WohnSchule« an der Melanchthon-Akademie in Köln, die für gemeinschaftliche, solidarische Wohnformen sensibilisiert, Erfahrungsräume kreiert und Akteure.

Im Zusammenspiel von Bürgerschaft, Kommune, Kirche und Diakonie derartige gemeinwohlorientierte, altersgerechte, inklusive Gestaltungs- und Entwicklungsprozesse im Sozialraum zu initiieren und die Umsetzung zu begleiten, ist Ziel des Beratungs- und Qualifizierungsangebots im »Evangelischen Zentrum für Quartiersentwicklung« in Düsseldorf.

Rollen und Haltungen und ermöglichen größere Handlungsfreiräume.

Einstiegs- und Umsetzungsmöglichkeiten für Kirchengemeinden, soziale und kulturelle Einrichtungen, Wohnungsbauunternehmen, Kommunen werden sowohl in konkreten Beratungsprozessen vor Ort als auch im Rahmen von Langzeitqualifizierungen, Intensivseminaren, Coachings und Netzwerktreffen aufgezeigt. Hier lässt man sich von kreativen Querdenkern und Schatzsuchern wie Josef Beuys, Pina Bausch, Lucius Burckhardt oder Otto Scharmer inspirieren.

Frei nach Paul Tillich: »Der eigentliche Ort der Entwicklung ist das Experiment an der Grenze« werden gemeinsam mit Künstlern Erfahrungs- und Erprobungsräume kreiert und dabei auf die Lust am und die Kraft des Gestalten(s) gesetzt. Gearbeitet wird an Orten, an denen Zukunft zumindest in Segmenten schon ausprobiert und vorgelebt wird – ein anderes Miteinander in Wohnprojekten, in integrativen Arbeits- und Bildungsstätten, in bürgerschaftlich organisierten Zukunftsinitiativen.

Nachbarschaft, Gemeinschaft, »Commoning« sind nicht nur Konzepte für das Alter, sondern zumindest temporär auch attraktiv für junge Menschen. So kann und soll Quartiers- und Nachbarschaftsarbeit auch zu einem guten Miteinander der Generationen in schwierigen Zeiten beitragen.

## »Immer daran denken: Wir sind nicht machtlos!«

Das Zentrum ist ein Kooperationsprojekt des Evangelischen Erwachsenenbildungswerkes der rheinischen Landeskirche und des Spitzenverbandes Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe. Hier geht es um die Begleitung von Modellvorhaben, die Vermittlung von Methoden und Techniken zur »Inklusiven Quartiersentwicklung« und um die Gestaltung von Lernplattformen und Innovationsnetzwerken. Eingebunden in ein interdisziplinäres Referentennetzwerk werden Beratungskonzepte, Lernformen und Methoden an den Schnittstellen Altenarbeit, Behindertenarbeit, Jugendarbeit und Soziales, Bauen, Bildung aus den Bereichen Coaching, gewaltfreie Kommunikation, Psychodrama u. a. eingesetzt. Sie fördern das Heraustreten aus Mustern,

Sie wird besonders dann an Gestaltungskraft gewinnen, wenn sie sich mit den vielen anderen Initiativen für eine soziale und nachhaltige Transformation unserer Gesellschaft verbündet und in »Laboren der Zivilgesellschaft« (Harald Welzer) ein anderes Miteinander entwickelt und erprobt.

Unverzichtbar bleibt dabei aber das vehemente Einfordern »eines Bündels von Neujustierungen und Veränderungen: neue Anreizsysteme für die Mitwirkung nichtstaatlicher Akteure, die stärkere quartiersbezogene Bündelung und sozialräumliche Ausrichtung von Verwaltungsaufgaben, ein Abgehen von dem Verständnis der Quartiersentwicklung als unterausgestatteter, nur leidlich funktionierender Reparaturbetrieb für gesellschaftliche Fehlentwicklungen sowie

eine Ausdifferenzierung der Quartiersentwicklung als Mosaik von Umbausätzen, die uns alle betreffen«, wie es der Stadtentwickler Uwe Altröck formuliert.

Dieser soll aber nicht am Schluss stehen, sondern ein Zitat von Ariadne von Schirach, weniger geschliffen als von ihr gewohnt, aber umso trefflicher das Anliegen auf den Punkt bringend: »In einer lebenswerten Welt leben zu wollen heißt, selbst dafür geradezustehen. Es heißt, wach zu sein, mitfühlend zu sein und anwesend in hellen und in dunklen Tagen. Die Zukunft geht uns etwas an. Wir sind doch keine bloßen Zuschauer. Wir sind nicht blöd und wir sind nicht selbstsüchtig. Und vor allem sind wir nicht machtlos.« ■

### Literatur



**Altröck, Uwe:** Am besten gemeinsam? Partnerschaftliche Ansätze integrierter Stadt- und Quartiersentwicklung. Pro Alter, November/Dezember 2013, Köln 2013.

**Altröck, Uwe:** Am besten gemeinsam? Strategische Herausforderungen an die Stadtgesellschaft – oder: Das Ausrufezeichen! Vortrag auf einer Tagung an der Evangelischen Akademie Hofgeismar am 23.-24.11.2012, Hofgeismar 2012.

**Bund, Kerstin:** Glück schlägt Geld. Generation Y: Was wir wirklich wollen. Hamburg 2014.

**Curdes, Gerhard:** Entwicklung des Städtebaus. Deutscher Gemeindeverlag, Stuttgart 1993.

**Gohde, Jürgen:** Herausforderungen für das Zusammenleben: In Würde alt werden. Pro Alter, November/Dezember 2013, Köln 2013.

**Klie, Thomas:** Wen kümmern die Alten? Auf dem Weg in eine sorgende Gesellschaft. Pattloch, München 2014.

**Knapp, Nathalie:** Kompass neues denken, Rowohlt, Reinbek 2013.

**Opitz, Florian:** »Speed – Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«, Film, Lighthouse Home Entertainment, 2013.

**Von Schirach, Ariadne:** Du sollst nicht funktionieren, Klett Cotta, Stuttgart 2014.

**Tillich, Paul:** Begegnungen, in: Gesammelte Werke XII, Berlin 1992.

**Welzer, Harald:** Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand. Frankfurt am Main 2013.